

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER:

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Betrachtungen über die Möglichkeit einer Lösung der
sozialen Frage / Wagulas preisgekrönte Hutkrempe /
Antworten des Herausgebers

Nachdruck verboten
Preis 60 Groschen

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
JAKOMINIGASSE 38.

·Erscheint am 1. und 15. jedes Monats

DAS NEBELHORN

Nr. 45

1. November 1928

II. Jahr

Betrachtungen über die Möglichkeit einer Lösung der sozialen Frage

Vor längerer Zeit berichtete mir ein Leser über den Vortrag eines bekannten „Lebensreformers“, den in Wien anzuhören er Gelegenheit gehabt hatte, und bezeichnete die Absichten des Vortragenden als den 123.456sten Versuch einer Lösung der sozialen Frage. Um anzudeuten, daß ich auch diese Zahl angesichts der verzweifelten Versuche aller fühlenden und auch nicht fühlenden Menschen, einen Ausweg aus unserer sozialen Not zu finden, noch immer für viel zu klein halte, hatte ich ursprünglich die Absicht, diesem Artikel hier den Titel: „Die 999.999ste Lösung der sozialen Frage“ zu geben. Ich wäre mit dieser Zahl der Wahrheit vielleicht näher gekommen und dadurch, daß ich mich über mich selbst lustig gemacht hätte, hätte ich mir meine Aufgabe wesentlich erleichtert. Als ich aber diesen Titel niederschreiben wollte, hinderte mich ein deutlich spürbares Gefühl des Widerwillens daran und ich merkte: es gibt Themen, denen gegenüber die Satire versagt und versagen muß. So gut sie als Waffe gegen einzelne Betrüger der Menschheit und auch gegen Teile der Menschheit ist, die aus eigener Schuld diesen Betrügern auf den Leim gehen, weil sie ihre Angelegenheiten aus Denkfaulheit von anderen besorgen lassen, so unpassend erscheint ihre Anwendung gegenüber einem Komplex von Problemen von der Größe und Bedeutung der sozialen Frage, so unangebracht ist sie gegenüber dem Meer von Leid, das für alle Menschen aus der Trennung von der Natur erwachsen ist.

Zweifellos gehört das übliche Quatschen über die soziale Frage zu jenem „künstlich komplizierten Blöd

sinnigen, das, auf seine Unentwirrbarkeit vertrauend, sich für das Tiefsinnige ausgeben möchte“, also zu einer Erscheinung, der schon in der ersten Nummer des Nebelhorns der Kampf angesagt worden ist. Aber ich glaube, daß diese Komplizierung im Falle der sozialen Frage nicht dolos und absichtlich hervorgerufen worden ist, sondern daß hier der Mensch einfach der Überfülle der Verwicklungen erlegen ist, die der sogenannte Fortschritt für das Leben mit sich gebracht hat, daß er nun, trotz ehrlichstem Bestreben, den Ausgang aus dem Labyrinth nicht mehr finden kann und, je mehr die Zeit vorschreitet, desto weniger finden können wird.

Es ist bei der heutigen erschreckenden Uneinigkeit der Menschen ja weiter nicht verwunderlich, daß praktisch noch fast gar nichts zur Lösung jener überaus kompliziert erscheinenden Probleme geschehen ist, die wir in ihrer Gesamtheit als soziale Frage zu bezeichnen pflegen; aber daß wir auch noch keine Ahnung davon haben, wie wir die soziale Frage lösen könnten, und uns in uferlosem Spintisieren verlieren, weil wir all diese Probleme für absolute halten, während sie bloß durch die Trennung des Menschen von der Erde bedingt sind und mit dem Aufhören dieser Trennung ohne Ausnahme in sich selbst zusammenstürzen müßten — das ist eine Tatsache, die unendlich bedrückend ist und einen, in mancher trüben Stunde an der Zukunft der Menschheit verzweifeln machen könnte. Denn wie überall, so ist auch auf dem Gebiete der sozialen Frage die Wahrheit verblüffend einfach. Der einfachste Verstand ist im stande, die Möglichkeit ihrer Lösung sofort zu begreifen, wenn man sie ihm nur einmal aus dem Schutt von Vorurteilen, unter dem sie begraben liegt, herausgräbt und in ihrer Einfachheit vor Augen stellt, und jedes gequälte Herz muß ein unendliches Freude- und Glücksgefühl durchschauern, wenn es das Ende aller Leiden wittert. Wenn mir aber einer einen stundenlangen Vortrag zum Beispiel über den marxistischen Lösungs-

versuch der sozialen Frage hält, der die meisten Unsinnigkeiten, die der Kapitalismus mit sich gebracht hat, nur notdürftig mit dem Gewand der Sozialisierung bedeckt, beibehalten will, weil es eine der unerschütterlichsten Überzeugungen des Sozialdemokraten ist, daß der Komfort, den heutzutage der „Kapitalist“ genießt, unbedingt das höchstmögliche Glück der Erdenkinder darstelle, wenn mir einer einen Vortrag über die marxistische oder bolschewistische „Planwirtschaft“ hält, in der keiner das tun darf, was ihm natürlich ist und was er will, sondern aus Gründen der Parteidisziplin das tun muß, was im Büchel steht; wenn einer alle diese Probleme, die einem lächerlichen Tun der Menschen entspringen, ernst nimmt und wenn er dann durch ein paar eingeworfene Fragen vom Hundertsten ins Tausendste getrieben wird, so daß es einfach aussichtslos erscheint, irgendwann einmal zu einem Ende einer Debatte zu kommen, die in fünf Minuten erledigt sein könnte — dann fühle ich allen Ernstes deutlich die Anzeichen einer beginnenden Gehirnlähmung, dann muß ich aufstehen und ehrlich erklären, ich sei zu dumm, um solche Weisheit zu verstehen.

Die Bezeichnung „soziale Frage“ ist nichts weiter als ein schöner Ausdruck für die heillose Verwirrung, in die die Menschen geraten sind, seit ihr Leben nicht mehr unter allen Umständen gesichert ist. Ein fremder Staat verhängt eine Blockade über ein Land und die Menschen dieses Landes verhungern; eine Regierung versucht sich im Banknotenfälschen und Millionen Kleinrentner gehen zu Grunde; ein paar Gauner in der Wallstreet spekulieren und Millionen Arbeitslose liegen auf der Straße; eine Mode kommt ab und hunderte Fabriken müssen zusperren; bei einer Versicherungsgesellschaft wird gestohlen und hunderte Leute verlieren die Ersparnisse ihres Lebens; ein Vorgesetzter wird unverschämt und ein ehrlich empörter Angestellter kann morgen sich und seine Familie umbringen; ein gesetz-

lich geschützter Obergauler wird ermordet und ein ganzes Land muß aus Prestige Gründen in den Krieg ziehen; ein Hund benimmt sich unter einem Haustor unanständig, der Hausherr kündigt und eine Familie ist obdachlos; ja, es brauchen nur, wie wir es erst in den letzten Tagen erlebt haben, durch die Idiotie von ein paar Bahnbeamten einige Bahnhöfe mit Transportmitteln verstopft zu sein, so daß Waggonmangel eintritt und sogleich setzen Bergwerke Hunderte von Arbeitern auf die Straße! Das sind Zustände, die vielen schon unerträglich sind und eines Tages allen unerträglich werden müssen. Das Leben der wenigen Allerärmsten war wohl auch in früheren Zeiten ungesichert, aber die allgemeine Epidemie des In-der-Luft-Hängens ohne Boden unter den Füßen ist kaum hundert Jahre alt und eine Folge der Entwicklung des Kapitalismus, eine Folge der Fortschritte der Technik und des Maschinenbaues, eine Folge der Industrialisierung des Lebens. Wir alle wissen genau, daß die soziale Frage nur durch das Großwerden dieser Mächte entstanden ist; so steht es sogar im Lexikon des Bürgers. Fällt es deshalb aber auch nur einem ein, sie durch das Wieder-klein-Kriegen dieser Mächte lösen zu wollen, wie es einzig und allein logisch wäre? Keine Idee! Das an und für sich und im Kern Unsinnige will man „reformieren“ und glaubt allen Ernstes, auf diesem Wege wieder etwas Sinnvolles erhalten zu können. Auf dem Dach einer planvoll organisierten Fabrik versucht man Obstbäume zu pflanzen und glaubt allen Ernstes, sie würden dort wachsen, weil sie ja ehemals auf dem Grunde, auf dem heute die Fabrik steht, auch gewachsen seien. Auf einen technischen Misthaufen glaubt man das Gebäude menschlicher Zukunft gründen zu können, wenn man den Misthaufen vorher nur schön geordnet und nach den Grundsätzen der Planwirtschaft geschlichtet habe.

Manche Menschen in Wien werden sich vielleicht noch an ein Ereignis erinnern, das ungefähr zwanzig Jahre

zurückliegt und seinerzeit großes Aufsehen gemacht hat. Ein Hilfsarbeiter wurde damals mit seiner Frau und seinen sechs kleinen Kindern delogiert und auf die Straße gesetzt und konnte nirgendwo in ganz Wien eine Wohnung bekommen, da die Hausherren damals nicht mit dem Mieterschutz, sondern mit Bevölkerungspolitik beschäftigt waren und Familien mit vielen Kindern nicht gerne sahen. Ein schwächerer Mann wäre in seinem Falle mit Weib und Kindern in die Donau gesprungen. Dieser Held aber dachte nicht daran. Er ging auf den Nordwestbahnhof und kaufte sich für 40 Kronen, die ihm jemand geliehen hatte, zwei ausrangierte Eisenbahnwagen ohne Räder. Diese Wagen ließ er nach Salmansdorf führen und am Sommerhaidenweg auf einer dem Stift Klosterneuburg gehörigen Wiese, Breitseite an Breitseite, nebeneinander aufstellen. Er verband die beiden Wagen durch eine Türe und bezog unbekümmert durch alle Gesetze der bürgerlichen Rechtsordnung, die das Recht der Okkupation nur den Staaten zubilligt, sein neues Heim und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Ganz Wien war Tage hindurch über dieses Häuschen aus dem Häuschen, die Behörden wußten nicht, was sie tun sollten, das Stift Klosterneuburg ebenfalls nicht. Man überlegte, wie man den Mann wegstrecken könnte, aber niemand wagte es, Hand an ihn zu legen, denn die Empörung einer ganzen Stadt hätte den Störenfried getroffen. Schließlich geschah das einzig Mögliche: das Stift ließ den Mann dort und gab ihm noch ein Stück Grund rund um das Haus zur Benützung. Der neugebackene Hausbesitzer zäunte diesen Fleck Erde ein, verputzte im Laufe der Jahre die Waggonwände, setzte ein Dach auf sein Heim und lebt heute noch darin. Und bald war das merkwürdige Ereignis in Wien wieder vergessen.

Und doch war Großes geschehen. Denn dieser Mann hat die soziale Frage wenigstens andeutungsweise gelöst. Er hat der ganzen in Abhängigkeit schmachten-

den Welt den einzigen Weg gezeigt, der zur Befreiung führen kann. Aber niemand hat ihn verstanden. Er war größer als so mancher Held, von dem die Geschichte berichtet, aber niemand weiß heute mehr seinen Namen.

Hätte dieser Mann auf die Durchführung der marxistischen Planwirtschaft gewartet, er wäre wie so viele andere, die auf eine bessere Zeit hoffen, im Elend der schlechteren Zeit verkommen. Er handelte, wo andere nur gescheit reden; er fühlte vor zwanzig Jahren schon intuitiv, was heute nach den Lehren des Weltkrieges noch den meisten verborgen ist: daß jeder die soziale Frage nur für sich lösen kann! Daß es ein Wahnsinn ist, zu warten, bis die sagenhafte „Gemeinschaft“ der in hunderte Parteien gespaltenen Menschen, von denen heute jeder etwas anderes will, reif ist, diese Frage zu lösen. Daß es ein Irrsinn ist, von den Regierenden, die auf dem Rücken der anderen die soziale Frage für ihre Person längst gelöst haben, irgendeine Tat zu erwarten, welche die soziale Frage der anderen lösen und damit sie selbst um ihr bequemes Leben bringen könnte.

Niemals werden alle Menschen gleichzeitig für eine Lösung der sozialen Frage reif sein, nie wird durch Gesetze und Verordnungen eine solche durchgeführt werden können. Zwang, Betrug und Übertretungen wären damit an der Tagesordnung. Die soziale Frage im weitesten Sinne des Wortes, also der schreiende Unterschied zwischen den Lebensbedingungen der von Natur aus mit der gleichen Leidensfähigkeit ausgestatteten Menschen, ist dadurch entstanden, daß eine Minorität von Menschen über eine Majorität zu herrschen anfang; und zwar früher hauptsächlich durch Gewalt und den Staats- und Kirchenzauber, heute vor allem durch die verruchte Maschinerie des verfluchten Geldes. Sie kann nur dadurch gelöst werden, daß dieser Zustand aufhört. Befreien aber muß sich jeder selber. Sich

von der Gewalt zu befreien, war dem Einzelnen unmöglich; von ihr frei zu werden, gab es nur ein Mittel für den Einzelnen: den Tod. Viele sind in alten Zeiten diesen Weg gegangen. Sich von der Macht des Geldes zu befreien, ist dem Einzelnen wohl möglich; denn es gibt eine wunderbare Kraftquelle, der gegenüber das Geld ohnmächtig ist: die Erde. Sie garantiert unter allen Umständen dem Menschen seine Urbedürfnisse: Nahrung, Kleidung, Wohnung und Liebe. Nur dort, wo diese gesichert sind, kann der Mensch gedeihen, nur dort, wo er sich nicht mehr um sie zu sorgen braucht, ist er fähig, zu Kunst und Kultur fortzuschreiten. Jeder Mensch, der nicht gerade arbeitslos ist, kann sich auch heute noch, und sei es durch jahrelanges Sparen, Hungern und Entbehren, das bißchen Land, das, wie ich nachgewiesen habe*, zur Ernährung einer Familie notwendig ist, kaufen oder zumindest auf lange Jahre hinaus für einen Pappenstiel von einem Großgrundbesitzer oder Stifte pachten; er braucht deshalb, ja, er darf deshalb gar kein „Bauer“ werden, wie ich ebenfalls nachgewiesen habe. Jeder kann sich auf dieser seiner Erde, die die Kraft eines Prometheus in seine Arme strömen lassen wird, eine Bretterbude bauen, die millionenmal mehr wert ist als eine Käfigwohnung in einer Zinskaserne, denn sie wird ihm dereinst zum Tempel der Freiheit werden. Ein Geschlecht von zusammengepferchten, in tausenderlei Arten von Abhängigkeit zitternden Knechten wird jeder Schurke am Gängelband führen können; ein Geschlecht von Freien nie.

Die hier vorgeschlagene Lösung der sozialen Frage durch jeden Einzelnen für sich hat auch den Vorteil, daß so jedem Menschen dann die Erlösung zu teil wird, wenn er für sie reif ist. Sie schließt nicht die Möglichkeit aus, daß sich mehrere Menschen, die reif sind, zu einer Gemeinschaft zusammenschließen, um das

* Nr. 20, 23 und 29.

große Werk der Befreiung mit vereinten Kräften zu beginnen, wenn auch in diesem Falle gefordert werden muß, daß eine solche Gemeinschaft nicht wirtschaftlichen Erwägungen entspringe, sondern einer seelischen Verbundenheit, die die Gemeinschaft zu einem selbständigen, übermenschlichen Wesen macht, das nicht mehr aus den einzelnen Teilnehmern zusammengesetzt erscheint, sondern eins ist. Das ist nicht einfach und erfordert eine bestimmte Veranlagung der Teilnehmer, schließt aber gewiß auch eigenartigere Glücksmöglichkeiten in sich.

Allüberall regt sich in unseren Tagen der Drang nach Freiheit, der das Beste im Menschen ist. In Kalifornien soll, wie ich vor kurzem hörte, eine Gesellschaft von Menschen bestehen, die jedem das Land, das er zu seiner Freiheit braucht, schenkt. Er muß sich bloß verpflichten, gut zu sein und keinem andern das anzutun, was er sich selbst nicht angetan haben möchte. Da haben wir wieder den ethischen Zauberspruch, von dem ich schon so oft geschrieben habe! So einfach wäre es, die Welt in ein Paradies zu verwandeln! Zwischen den Menschen jener amerikanischen Gemeinschaft sind zwei Dinge unbedingt verpönt: Gesetze und Geld! Diese Zusammenstellung sagt alles. Wir sind noch nicht so weit. Aber je mehr solcher Freier, die die soziale Frage in eigener Regie gelöst haben, im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Boden, aus der Erde wachsen werden, auf desto schwächeren Füßen wird die heutige Ordnung der Knechte stehen. Jedes Kind kann sich an den Fingern abzählen, daß der Tag kommen wird, an dem die Lösung der sozialen Frage durch die Einzelnen ihre endliche Lösung für die Gesamtheit mit sich bringen muß.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, predigen die Klugen auf allen Gebieten. Nur auf dem Gebiet der Lösung der sozialen Frage schweigen die ängstlichen Gemüter, weil da schon die Polizei dafür sorgt, daß ihr Wille nicht zu heftig werde. Nur hier soll es keinen

jetzt schon gangbaren Weg geben, nur hier heißt es angeblich warten bis zum jüngsten Tage, an dem die Lösung der sozialen Frage vermutlich von Gott vorgenommen werden wird. Aber es gibt nur deshalb keinen Weg, weil kein Wille vorhanden ist, weil die demokratischen Regierungen, die angeblich den Willen des Volkes repräsentieren sollen, jeden anderen Willen eher haben als den zur Lösung der sozialen Frage der Regierten. Ihnen genügt es vollkommen, ihre soziale Frage durch gesetzliche Pensionsansprüche befriedigend gelöst zu sehen. An die Möglichkeit einer Inflation denken sie nicht mehr.

Es war immer so in der Geschichte der Menschheit und wird immer so sein: die Klugen haben es gefunden, die Starken sind vorausgeschritten und die Vielen sind hinterhergetorkelt. Auch die soziale Frage ist nur auf diesem Wege zu lösen. Ihr Starken, die ihr es satt habt, ein schwankendes Rohr im Winde zu sein, den geheimnisvolle, anonyme Blasebälge erzeugen, die das Aussehen von Geldsäcken und Politiker-Aktentaschen haben; ihr Jungen, die ihr noch fühlt, daß Unabhängigkeit, wie der Buddha sagt, das höchste Labsal der Gefühle sei; ihr Menschen, denen Freiheit nicht feil ist für das Zuckerbrot des schäbigen Komforts der im Behagen ihres traurigen Alltags verfaulenden Knechte:

Fanget an!



Wagulas preisgekrönte Hutkrempe

oder

Wigula, Wagula,
Waguleia wü
tü tü

Mit diesen prophetischen Versen aus Morgensterns Gedicht „Igel und Agel“ habe ich in Nr. 40 meinen Bericht über die erschrecklichen und grotesken Begebenheiten geschlossen, die meine Festschrift über den monumentalen Schwindel der Grazer Achthundertjahrfeier zur Folge hatte. Viel Unglück brach damals über mich herein: das Zeitungsgeschäft, dem der Vertrieb des Nebelhorns für Graz übertragen war, sabotierte auf einen „Wink von oben“ den Verkauf meiner Festschrift, mein Drucker kündigte mir auf einen ebensolchen Wink aus Gastwirte- und Fremdenverkehrskreisen die Freundschaft und die Grazer Herbstmesse A.-G. beantragte gegen mich bei der Staatsanwaltschaft die Einleitung des Strafverfahrens wegen Verletzung des Urheberrechtes, begangen durch die Veröffentlichung des offiziellen Plakates der achthundertjährigen Stadt auf der Umschlagseite der Nr. 36 des Nebelhorns. Gestützt auf ihr Eigentumsrecht an dem Plakat, das sie durch die Ausbezahlung des ersten Preises in dem betreffenden Konkurrenzausschreiben von dem Schöpfer dieses Kunstwerkes, dem Grazer Maler Karl Wagula, erworben hatte, trat sie gegen mich in die Schranken, und es erscheint mir bezeichnend, daß ausgerechnet eine Aktiengesellschaft als erste auf die idiotische Idee verfiel, dem Nebelhorn mit einem Paragraphen an den Leib rücken zu wollen. Da ich aber weder Zeit noch Lust habe, mich in Zukunft mit jedem Betrüger, dem das Nebelhorn die Butter auf dem Kopfe zum Schmelzen gebracht hat, hinzustellen und ihm vor Gericht zu beweisen, daß er außerdem noch ein Idiot sei, erscheint es mir notwendig, gleich auf den ersten Versuch hin, mich wegen des Nebelhorns vor den irdischen Richter zu zitieren, mit

aller wünschenswerten Deutlichkeit zu reagieren und alle eventuellen künftigen Ankläger über die Tatsache nicht im unklaren zu lassen, daß ich gewöhnlich noch weit- aus mehr weiß, als zu wissen ich mir den Anschein gebe, und daß ich selbst in dem Falle, daß ich nichts weiß, doch jederzeit mühelos alles zu erfahren im Stande bin.

Um vorerst einmal die Blödwitzigkeit der gegen mich eingeleiteten Verfolgung wegen eines Verbrechens klarzustellen, ist es notwendig, das Urheberrecht noch einmal und diesmal wirklich zu verletzen, wenn dabei auch, wie sich im weiteren Verlauf der Begebenheiten heraus- stellen wird, nicht jenes verletzt wird, das der Maler Wagula an die Grazer Herbstmesse A.-G. verkauft hat. Dies geschieht am besten durch die Reproduktion des offiziellen Plakates der Stadt Graz; hier ist es:



Dieser Mann, dem ich in meiner Festschrift wegen seines listigen Aussehens auf den Kopf zugesagt habe, er sei der Erfinder der Grazer Fäkalien- und Fasselwirtschaft, hält in seiner rechten Hand eine Urkunde, deren hier nicht mehr zu entziffernder Text „Graecium,



metropolis Styriae, 1128“ lautet. Ich habe in meiner Festschrift nachgewiesen, daß er sich dadurch des Verbrechens der Urkundenfälschung und des Betruges schuldig gemacht hat, denn an dieser Aufschrift ist nicht weniger als alles falsch. Niemals hat Graz Graecium geheißen, nie hat eine Urkunde über Graz existiert, die die Jahreszahl 1128 trug, und am allerwenigsten war Graz in diesem Jahre metropolis Styriae, also die Hauptstadt von Steiermark. In Erwägung aller dieser Umstände setzte ich damals auf die erste Umschlagseite meiner Festschrift nebenstehendes Bild.

Selbst einem Halbblinden muß es, wenn er die beiden Bilder miteinander vergleicht, auf den ersten Blick klar sein, daß dieser Mann nicht jener ist, daß es sich also um keine Verletzung eines Urheberrechtes handeln könne. Mein Mann lacht heiter in die Welt, die betrogen sein will, hinein, während der Offizielle ernst und prüfend die Fremden auf ihre Zahlungsfähigkeit zu taxieren scheint. Da ich aber immerhin weiß, daß es Minderbegabte gibt, die sehenden Auges blind durch die Welt torkeln, habe ich dem Kind meiner Laune noch in großen Lettern das Wort „Schwindel“ auf die Haube schreiben lassen, um es deutlich von dem offiziellen und schweigsamen eigentlichen Schwindler zu unterscheiden. Meine Mühe um die Auffassungsfähigkeit der Minderbegabten war vergeblich. Die Ratskammer des Grazer Straflandesgerichtes beschloß, gegen mich die Voruntersuchung wegen Verletzung des Urheberrechtes einzuleiten und gegen Stellung einer Kaution von 1000 Schilling durch die Grazer Herbstmesse A.-G. die Nr. 36 des Nebelhorns zu konfiszieren, denn auch das war in der Anzeige beantragt worden.

Die Kaution wurde nicht geleistet und daher auch nichts konfisziert; ich aber wurde am 19. Juli als ein eines Verbrechens Beschuldigter einvernommen. Meine Einvernahme war kurz. Ich verweigerte die Aussage und behielt mir meine Verantwortung für die Haupt-

verhandlung vor. Nach der Strafprozeßordnung ist in diesem Falle die Voruntersuchung abgeschlossen und der Ankläger hat binnen 14 Tagen nach Abschluß eine ausführliche Anklageschrift bei Gericht zu überreichen. Tut er das nicht, wird das Verfahren von Amts wegen eingestellt. In meinem Falle aber hat das Gericht aus leicht begreiflichen Gründen von einer Befolgung des Gesetzes scheinbar im Einvernehmen mit der Messeleitung Abstand genommen, da ich ja, solange das Verfahren lief, zum Schweigen verurteilt war. Ein Monat verging und noch ein zweiter, aber die Voruntersuchung ging lustig weiter, und was eigentlich noch untersucht werde, war nicht zu erfahren. Ein gewiegter Kenner des österreichischen Gerechtigkeitsbetriebes aber prophezeite mir: „Passen Sie auf“, sagte er, „sobald der zweite Teil des Achthundertjahrfeier-Rummels und die Herbstmesse vorüber sein werden, wird das Verfahren gegen Sie eingestellt werden. Dann können Sie wieder reden, was Sie wollen, dann können Sie die Geschäfte nicht mehr stören!“ Die Grazer Messe wurde am 7. Oktober geschlossen. Schon tags darauf, am 8. Oktober, wurde folgendes Dokument an mich zur Absendung gebracht:

Geschäftszahl 19 Vr 1925/28.

Verständigung.

An Herrn Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn in Stübing.

Die gegen Sie wegen U. R. eingeleitete Voruntersuchung wurde wegen Rücktritt des Anklägers von der strafgerichtlichen Verfolgung eingestellt.

Landesgericht für Strafsachen, Graz
Abt. 19, am 8. 10. 1928.

Dr. Stolberg

Für die Richtigkeit der
Ausfertigung der Kanzleileiter:
Unterschrift unleserlich.

Und da soll noch jemand sagen, daß es heutzutage keine Propheten mehr gibt!

Dieses scheinheilige Dokument ist leider nicht im stande, mich zu befriedigen. Es wird in ihm nicht festgestellt, daß ich das Verbrechen (das Vr oben in der Geschäftszahl ist die gerichtliche Abkürzung für Verbrechen), dessen ich beschuldigt wurde, nicht begangen habe, sondern es wird mir lediglich mitgeteilt, daß ich es nur der Laune der Grazer Herbstmesse A.-G. zu verdanken habe, daß meine strafgerichtliche Verfolgung eingestellt werde. Ich muß mich also schon selber um meine Rehabilitierung bemühen. Denn nicht nur die ganze Achthundertjahrfeier, nicht nur die Urkunde, die der Fasselwirtschaftserfinder in der Hand hält, nein, auch das Plakat selbst ist ein Schwindel und es ist möglich, das offizielle Plakat zu rekonstruieren, ohne vom Genie des Herrn Wagula mehr als die Darstellung einer Hutkrempe zu benötigen.

Es war mir von allem Anfange an schon aufgefallen, daß ein Mann, der eine Urkunde mit der Jahreszahl 1128 eben erhalten zu haben scheint, nicht im Kostüm des zwölften, sondern in dem des fünfzehnten Jahrhunderts steckt. Die Vermutung, daß durch eine solche Kostümierung sinnig angedeutet werden solle, daß die Urkunde, auf die sich die Achthundertjahrfeier stützte, eigentlich im fünfzehnten Jahrhundert im Kloster Rein bei Graz gefälscht worden sei (siehe Nr. 36, Seite 23), kam aus begreiflichen Gründen nicht in Frage. Ich mußte also nach einer anderen Richtung hin nachforschen. Dabei kamen merkwürdige Zusammenhänge zu Tage.

Ich muß die Bibel richtigstellen. Denn im Anfange dieser künstlerischen Angelegenheit war nicht das Wort, sondern ein aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammendes Bild des Malers Hans Memling, und das Bild war zum Glück nicht bei Gott, sondern hängt in Frankfurt am Main im Städelschen Institut:

einmal im stande ist, eine bis ins kleinste Detail gestohlene Hand ins richtige Verhältnis zur Figur, die er ebenfalls gestohlen hat, zu setzen, sei der Pikanterie halber nur nebenbei erwähnt.

Mit diesen zwei Bausteinen, die mir meine Nachforschungen beschert haben, können wir nun lustig weiterbauen. Wenn wir jenen Memling mit diesem Perugino vermählen, entsteht folgendes Kind:



Es sieht — man kann es nicht leugnen — ziemlich struppig aus und ist für eine Achthundertjahrfeier entschieden zu salopp frisiert. Ein üppigerer Haarwuchs mußte her. Da aber ein preisgekrönter Maler nicht fähig ist, aus eigener Phantasie einem Kopf Haare wachsen zu lassen, mußte im Interesse der guten Sache ein anderes Bild Memlings die Haare lassen. Dieses:



Damit ist der dritte Baustein gewonnen. Eine Komposition aus allen dreien sieht nun so aus:



Daß auf diesem Bilde die Augen nicht mehr geradeaus, sondern nach der Seite sehen, ist auf ganz natürliche Weise zu erklären. Wer versuchte auch nicht nach der Seite zu schielen und zu sehen, was los sei, wenn er auf seinem Kopfe plötzlich Haare von solcher Üppigkeit wachsen fühlt!

Wer dieses Endprodukt meiner Kombinationsgabe mit dem Original Wagulas vergleicht, wird sich eines Grinsens nicht erwehren können; denn er wird bemerken müssen, daß sich im großen und ganzen die Tätigkeit

Wagulas bloß auf das Beisteuern einer Hutkrempe beschränkt hat, die zu originell ist, als daß ich es mir versagen könnte, auch sie im Bilde festzuhalten:



So ist also dieses einer Nacktschnecke nicht unähnliche Gebilde alles, was das Grazer Originalgenie Wagula, das, wie ich höre, mit Vorliebe andere des Plagiats beschuldigt, zur Ausgestaltung der Figur des Fäkalieningenieurs beigetragen hat. Dafür bekam er 800 Schilling als ersten Preis des Konkurrenzausschreibens, dafür bekam er von einer Jury, die den Schwindel kennen mußte, eine silberne Medaille auf der Grazer Jubiläums-Kunstausstellung. Aber wenn man objektiv ist, muß man sagen, daß er sich diese Ehrungen durch seine Hutkrempe* noch immer ehrlicher verdient hat als so mancher in Österreich das ihm verliehene goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik.

* Loyalerweise muß ich bekennen, daß sich meine und Wagulas Komposition nicht nur durch die Hutkrempe, sondern auch noch in der oberen Gesichtspartie (besonders im Augenabstand) von einander unterscheiden. Es wäre aber verfehlt, wollte man diese Verschiedenheit auf einen originellen Einfall Wagulas zurückführen. Es existiert in der Accademia Carrara zu Bergamo ein ebenfalls von Memling stammendes männliches Bildnis, dessen obere Gesichtspartie mit der von Wagulas trauriger Figur identisch ist. Da ich dies zu spät entdeckt habe, konnte kein Klischee mehr angefertigt werden, ich verweise aber den Leser, der sich dafür interessiert, auf die Abbildung auf Seite 15 des Werkes „Memling“. (Von Ludwig Kämmerer, Bielefeld und Leipzig, Verlag Velhagen und Klasing, 1899.)

Es ist aber durchaus möglich, daß auch diese Krempe noch irgendwoher an den Tag kommt und daß ich von Wagula, wenn er Witz hat (und ich rate ihm dringend, Witz zu haben), unter Berufung auf den § 23 des Preßgesetzes eine Berufung folgenden Inhaltes erhalte:

„Es ist unwahr, daß die Krempe von mir ist.

Wahr hingegen ist, daß auch die Krempe nicht von mir ist.“

Doch wie dem auch sei: Jedenfalls setze ich heute schon für den, der mir die Herkunft der Hutkrempe nachweist, ein einjähriges Gratisbezugsrecht auf das „Nebelhorn“ als Preis aus. Man wird doch da sehen!



Antworten des Herausgebers

Grazer. Ärgern Sie sich doch nicht mehr über das in Nr. 40 mitgeteilte Zitat aus der Berliner Monatschrift „Die Weltbrille“: „Graz ist eine furchtbare Stadt. Wenn man hier ein Jahr lang ist, verblödet man. Im zweiten Jahr wird man ein kompletter Trottel. Nach drei Jahren aber ist man ein fertiger Grazer!“ Ein neuer Schlag steht Ihnen bevor. Haben Sie das Neue Wiener Tagblatt vom 14. Oktober gelesen? Dort wird von dem Münzdiebstahl in einem Grazer Museum berichtet. Der Dieb wollte nach diesem Bericht die gestohlenen Münzen bei einer Grazer Altwarenhändlerin verkaufen, die von ihm folgende Personsbeschreibung gibt: „Er war sehr gewandt, sprach korrektes Deutsch und machte den Eindruck, als ob er nicht aus Graz sei.“ Die Grazer Zeitungen haben, soweit ich unterrichtet bin, diese feine Beobachtung der wackeren Antiquitätenhändlerin unterdrückt. Die Grazer Tagespost sprach bloß von „einem vierzigjährigen, mittelgroßen Manne“. Nach dieser Beschreibung könnte auch ein Grazer der Täter gewesen sein. Denn vierzigjährig und mittelgroß zu sein, trifft auch ein Grazer. Allerdings scheinen damit auch so ziemlich alle originellen Eigenschaften, die man hierzulande haben kann, erschöpft zu sein.

D a m e. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit ergebenst auf das Inserat eines Wiener Pelzhändlers auf der ersten Seite der Neuen Freien Presse vom 14. Oktober. Dort heißt es: „Fohlen, in den Schattierungen der Eselsfarben mit Luchs besetzt, ist Sportmodell und Modepelz, weil er in besonderer Weise der Linie unserer Zeit entsprechen kann.“ Ich habe schon oft sagen gehört, unsere Zeit unterscheide sich von den Siebzigerjahren durch ihre geringere Verlogenheit. Ich zweifelte immer. Nun aber glaube auch ich. Und zwar seitdem ich gelesen habe, daß unsere Zeit durch den Mund eines Zeitgenossen zugibt, es entspreche ihrer Linie, in allen Schattierungen der Eselsfarben zu schillern und mit Luchs besetzt zu sein.

Mediziner. Auf die Rundfrage des Neuen Wiener Journals: „Wo verbringen Sie den heurigen Sommer?“ hat der Autor des „Evangelimann“ Professor Dr. Wilhelm Kienzl seinerzeit geantwortet: „Ich verbringe den heurigen Sommer, wie schon seit vielen Jahren, in Lerchénreith bei Bad-Aussee, um zu arbeiten, zu baden und meine roten Blutkörperchen zu vermehren.“ Sie wollen nun von mir wissen, ob ihm wohl eine solche Vermehrung gelungen sei? Bedauere. Ich beschäftige mich bloß mit dem Zählen von Gehirnwindungen. Kienzl dürfte von diesen 2—3 sein Eigen nennen. Mehr nicht.

Alles andere unter seiner Schädeldecke ist jener amorphe Schleim, der im Falle eines Schnupfens aus der Nase rinnt und sichtbar wird, bei gesunden Prominenten aber unter Umgehung der Nase direkt in die Feder fließt und Zeitungsrundfragen beantwortet.

Anarchist. Sie wollen wissen, wer der pseudonyme R. F. ist, der sich in der Zeitschrift des bekannten Grundstückmachers (siehe Nr. 34!) Peter Zapfl über mich ausschleimt? Und zwar ausgerechnet in einer Nummer, die das Datum: 7. „Oktober“ 1928 trägt und mit dieser anarchistischen Änderung des Namens Oktober sogar noch den „Gilbhart“ der Deutschen in den Schatten stellt? Ich weiß es nicht und bin lediglich auf Vermutungen angewiesen. Manche meinen, der ängstliche anonyme Eber sei Er, Pierre Ramus, in eigener Person. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Meinung spricht die Tatsache, daß unser roter Peter sich ja auch nicht mehr traut, seine Zeitschrift „Der Anarchist“ zu nennen, sondern lieber wieder zu dem mehr anonymen und farblosen Titel „Erkenntnis und Befreiung“ zurückgekehrt ist, der den Zufluß der Gelder nach Klosterneuburg weniger hemmt und ihm außerdem die beruhigende Gewißheit verschafft, daß seine Anhänger die Erkenntnis, die ihnen im Kopfe fehlt, wenigstens in der Rocktasche nach Hause tragen können — eine Lösung der Frage der Volksaufklärung, die ich nur als eine überaus glückliche bezeichnen kann. Eine andre Vermutung scheint mir aber doch noch berechtigter zu sein. Sie müssen folgendes bedenken: Ich brachte in der Nummer vom 15. November vorigen Jahres einen Aufruf, Geld zum Bau einer Baracke für Obdachlose zu spenden, einen Aufruf, dessen Abdruck Peter Zapfl in seiner Zeitschrift verweigert hatte, wobei er, der in seiner Villa in Klosterneuburg sitzt und die soziale Frage für sich längst gelöst hat, den vielleicht zwanzig Obdachlosen den Rat gegeben hatte, durch Besetzung der Grazer Hotels endlich einmal mit der Weltrevolution — ausgerechnet in Graz — zu beginnen. Im März 1928, also vier Monate später, wurden drei von den Leuten, die diesen Aufruf unterzeichnet hatten, wegen Kreditwindleien, die mit diesem Barackenbau in keinerlei Zusammenhang standen, verhaftet. Durch diese Tatsache wurde nun der anonyme Anarchist R. F. derart in Zorn gebracht, daß er sich hinsetzte und den am 7. Oktober abgedruckten Brief an Peter Zapfl schrieb, in dem er ihm das „Endergebnis“ der Angelegenheit mitteilt, deretwegen seinerzeit mein Angriff auf Pierre „erfolgte“. (Die beiden in Anführungszeichen stehenden Worte stammen aus einem demnächst erscheinenden Werke Pierres „Die Neuschöpfung der deutschen Sprache durch den Klosterneuburger kommunistischen Anarchismus.“) „Ich bin

nun wirklich neugierig“, schreibt R. F., „ob und wann Herr M.-G. (nicht genannt soll er werden! Anmerkung des Philantropen ohne ‚h‘) den Charakter haben wird, seinen Lesern mitzuteilen, daß er sie leichtfertig irreführt hat, als er die Unterstützung jener Wohltätigkeits-„Aktion“ empfahl und in diesem Zusammenhang den mit Bezug auf sie und ihn mit Recht „schweigsamen Anarchisten“ Ramus wider besseres Wissen — nicht umsonst versetzt Dante die so Handelnden in seinen scheußlichsten Höllenpfeil! — jenem angriff und somit verleumdet hat!“ Was kann man gegen solche Sprachgewalt ausrichten, die „angreifen“ mit dem Dativ konstruiert und sich damit ins Gebiet der Erotik verirrt, denn nur dort kann man einem etwas angreifen, allerdings nicht den Ramus, denn so etwas Grausliches gibt es, Gott sei Dank, im ganzen Bezirk der Liebe nicht! Der anonyme Revolutionär ist also nicht nur der spezifisch bürgerlichen Ansicht, daß Leute, die sich gegen die heiligen Eigentumsbegriffe aus Not vergehen, verhungern und erfrieren sollen, sondern er meint auch, ich hätte im November 1927 wissen müssen, was im März 1928 geschehen werde. Es schmeichelt mir zwar sehr, daß die Mannen Peter Zapfls schon einen solchen Respekt vor mir haben, daß sie mir sogar einen Blick in die Zukunft zutrauen, und es ist wohl nur in der Ordnung, wenn ich mich für dieses Kompliment revanchiere und der Vermutung Ausdruck gebe, der so listig und schlaue argumentierende R. F. sei niemand anderer als Reinecke Fuchs in Person, den sich Peter Zapfl mangels eigener Schläue als Mitarbeiter verschrieben hat, um mich endlich klein zu kriegen. Mit diesem Komplimente will ich's aber ein- für allemal genug sein lassen. Sollte sich noch einmal im Blättchen Pierres etwas gegen mich rühren, werde ich nicht mehr darauf antworten, sondern als Gegengabe immer ein kleines Dokumentchen über die Tätigkeit des Mannes veröffentlichen, der in Klosterneuburg an der Quelle aller Gelder sitzt. Sie stehen mir in großer Zahl zur Verfügung und ich brauche mein Gehirnschmalz wahrlich für gescheiterte Dinge.

Bundeskanzler Seipel. Haben Sie neulich den Bericht aus Griechenland gelesen: „Die griechische Regierung beabsichtigt, das Bandenunwesen, das sich in letzter Zeit (man denke nur an die kürzlich erfolgte Verschleppung von Politikern) unangenehm bemerkbar gemacht hat, auszurotten?“ Was meinen Sie: Würde sich jemand, der eine Bande bildete und zum Beispiel Sie verschleppte, in Österreich unangenehm oder unangenehm bemerkbar machen?

Vegetarier. Wie alles, hat natürlich auch der Vegetarismus seine Schattenseiten. Da wurde vor einigen Tagen be-

richtet, in Neuguinea seien einige Steuerbeamte, die bei den Eingeborenen Steuern einzuheben versucht hatten, von diesen aufgefressen worden. Es ist durchaus verständlich, wenn jemand angesichts einer solchen befreienden Tat bedauert, Vegetarier zu sein.

Jurist. Ja, auf dem deutschen Juristentag in Salzburg sind merkwürdige Dinge passiert. Der Wiener Universitätsprofessor Dr. Merkl nahm „im Hinblick auf den Anschluß Stellung zur Frage der Verreichlichung der Justiz“. Gewiß, die Justiz ist armselig; aber obwohl ich nicht weiß, was „verreichlichen“ bedeutet, wage ich doch zu behaupten: so armselig, daß sie verreichlicht werden müßte, ist sie doch noch nicht. Da leuchtet mir ja die im vorigen Jahre von Dinghofer betriebene Verbundlichung der Linzer Polizei noch eher ein. Von der in der Nachkriegszeit so viel beschriebenen Verdorfung Wiens gar nicht zu reden.

Gedächtniskünstler. Sie werden sich vielleicht noch daran erinnern können, wer aus Deutschland (im vorigen Jahre, glaube ich) in Paris am Grabe des unbekanntenen Soldaten einen Kranz niedergelegt hat, der dann auf Betreiben französischer Nationalisten wieder entfernt werden mußte. Jetzt rennen wieder die deutschnationalen Studenten „in großer Erregung“ zum Rektor, weil der französische Kriegsminister Painlevé anlässlich seines Empfanges in der Wiener Universität beim Heldendenkmal der Studentenschaft einen Blumenstrauß niedergelegt hat. Auch dieser Strauß mußte entfernt werden. Ebenso scheinen die Gehirne der an diesen Demonstrationen Beteiligten schon vor längerer Zeit in aller Stille entfernt worden zu sein. Wenn sie überhaupt je vorhanden waren. Schön ist's aber doch, wenn man so beobachten kann, wie selbst die deutschen und französischen Nationalisten wenigstens eine internationale Eigenschaft besitzen und gemeinsam haben: die Stupidität.

Mittelschüler. Freilich hab' ich's gelesen! Die Gesellschaft zur Förderung des Verbrauches von Milch hat das Unterrichtsministerium „darauf aufmerksam gemacht“, daß die Zahl der Mittelschulen, in denen Milch an die Schüler abgegeben wird, keine Steigerung erfahren hat; und das Unterrichtsministerium hat, darob ehrlich bestürzt, sogleich „im Wege der Landesschulbehörden die Direktionen der Mittelschulen aufgefordert, sich in den Dienst der für die heranwachsende Jugend so dringend notwendigen Förderung des Milchgenusses zu stellen“. Natürlich ist der Milchgenuß nur für die zahlungskräftige heranwachsende Jugend notwendig. Für die Gesellschaft zur Förderung des Verbrauches von Milch ist er selbstverständlich nicht notwendig. Der Geist der Medizin ist leicht

zu fassen. Wenn jetzt, wie projiziert, noch der Professor Pirquet mit seinem „Nem“-Spleen Präsident von Österreich wird, kann's lustig werden! Dann wird wohl eine vollkommene Vertopfung der Gehirne nicht mehr zu verhindern sein. Und Topfen heißt auf reichsdeutsch Quark.

Zeitungsleser: Sie senden mir die folgenden vier Zeitungsausschnitte:

Aus dem Wiener Journal:

Niederlage der Sozialdemokraten bei den gestrigen Wahlen.

Aus der Arbeiterzeitung:

Heimwehrl er überfallen ein Kaffeehaus in der Brigittenau.

Revolverschüsse, Steinwürfe. Mehrere Kaffeehausbesucher verletzt.

Etwa zwanzig Brigittenauer Heimwehrl er, die in zwei Autos herumfahren, haben in der Nacht vom Samstag auf Sonntag das Kaffeehaus Jägerhof auf dem Gaußplatz in der Brigittenau überfallen, haben mit Revolvern geschossen, die Gäste mit Steinen beworfen und mehrere Gäste verletzt. Sie haben vorher schon versucht, zwei andere Kaffeehäuser zu überfallen, waren aber dort rechtzeitig vertrieben worden usw.

Aus dem Grazer Arbeiterwille:

Sozialdemokratischer Wahlerfolg in der Schweiz.

Aus dem Wiener Journal:

Sozialdemokratischer Überfall auf Heimwehrl eute.

In der Nacht vom Samstag auf Sonntag kam es im Café Jägerhof in der Brigittenau zu tumultuösen Szenen. Der Fleischhauergehilfe Rernböck betrat in der Uniform der Heimwehren in Begleitung zweier Freunde das Kaffeehaus, das in der Mehrzahl von Sozialdemokraten besucht war. Die Gäste machten über die Uniform verschiedene provozierende Bemerkungen und es entstand ein heftiger Streit, der bald in ein Handgemenge ausartete. Rernböck sah sich infolge der Bedrohungen gezwungen, sich in der Notwehr mit einer Schreckpistole zu verteidigen. Im Laufe der Tätlichkeiten wurden im Kaffeehaus einige Spiegelscheiben zertrümmert und der Cafetier durch Glassplitter anscheinend leicht verletzt. Rernböck und seine Begleiter wurden schließlich mit Gewalt auf die Straße gedrängt und mußten vor den wilden Drohungen der Sozialdemokraten flüchten usw.

Sie fragen mich nun verzweifelt wie Pilatus: Was ist Wahrheit? Wahr ist lediglich, daß die Schweiz auf englisch Switzerland heißt und daß die Brigittenau der XX. Wiener Bezirk ist. Aber nicht einmal das ist heute mehr ganz sicher im Getriebe und Gewoge der Parteien und Journalisten, die nach ihrer Versicherung auf dem Concordiaball 1927 (siehe Nummer 7) dazu verdammt sind, immer nur die Wahrheit zu schreiben.

Pazifist. Gewiß, die Geistigkeit der Leute, die der Krieg berühmt gemacht hat, entspricht vollkommen der Geistigkeit des Krieges, der durchs Umbringen Rechtsfragen lösen will. Die Münchner Neuesten Nachrichten vom 14. Oktober enthielten ein Inserat der Champagnerfirma „Burgeff Grün“, in welchem folgender Ausspruch des bekannten deutschen Seehelden Grafen Luckner zitiert war: „Von 2300 Kisten Champagner sprangen acht Neuntel in den Tropen. Uns sind in bitterster Not auf der Insel Mopelia, der letzten deutschen Kolonie, nach Strandung meines „Seeadlers“ geblieben die letzten 24 Flaschen „Burgeff Grün“! Keine ist gesprungen, sie gaben uns wieder deutsche Atmosphäre in die Knochen!“ Und solch ein Lackel, der nicht Deutsch kann, versenkt alles, was nicht deutsch gesinnt ist! Man sollte meinen, daß diese Vorstellung allein genügen müßte, dem ewigen Frieden auf Erden die Wege zu ebnen. Leider sind aber auch die Gehirne und nicht nur die Knochen mit Atmosphäre und mit sonst nichts gefüllt.

Alter Soldat. Beruhigen Sie sich! Das Inserat im „Deutschen Jäger“: „Soldatenzwieback, derselbe, wie er im Felde von Soldaten gegessen wurde, versendet als anerkannt bestes Hundefutter Albert Schwarz, Landprodukte, Welzheim (Württemberg)“ wird gewiß niemanden zum Pazifisten machen. Die Leute sind einfach zu blöd, sich auf einen solchen Vers einen Reim zu machen. Außerdem versendet nach dem Inserat nicht der Herr Schwarz den Soldatenzwieback, sondern der Soldatenzwieback versendet den Herrn Schwarz als Hundefutter. Sonst müßte es ja oben „denselben“ und nicht „derselbe“ heißen. Erstaten Sie also lieber gegen den Soldatenzwieback die Anzeige wegen Verkaufes von Menschenfleisch. Das ist nämlich verboten, obwohl niemand leugnen kann, daß viele Zeitgenossen als Hundefutter noch die relativ vernünftigste Verwendung finden könnten.

BUCHHANDLUNG
RICHARD LANYI, WIEN
I. BEZIRK, KÄRNTNERSTRASSE Nr. 44

BIETET AN:

KARL KRAUS:

„DIE FACKEL“

Jahrgang I bis XXVII, Nr. 1 bis 723
(April 1899 bis März 1926). In 30 hand-
gebundenen Liebhaberhalbfranzbänden.
Das Exemplar ist tadellos neu erhalten
und alle Umschläge der „Fackel“ sind
mitgebunden. Gelegenheitskauf ersten
Ranges.

PREIS S 1200.—

DAS NEBELHORN

ist in Graz in der Buchhandlung Donner & Truppe, Stubenberggasse 7, und bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten erhältlich; in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44. Generalauslieferung für Österreich: Goethe-Buchhandlung (Paul Sonnenfeld) Wien IX., Liechtensteinstraße 16.



BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich:

24 Nummern	Schilling 12.—
12 Nummern	„ 6.50
6 Nummern	„ 3.50

Für Deutschland:

24 Nummern	Mark 9.—
12 Nummern	„ 5.—

Für die Länder des Weltpostvereines:

24 Nummern	Schw. Fr. 14.—
12 Nummern	„ „ 7.—

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Jakominigasse 38, zu richten; Zahlungen aus Österreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung an den Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich. Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz.
Druck: Ludwig Kunath, Graz, Jakominigasse Nr. 38.